

Das Wesen des Kindes zu verstehen ist eine Tugend, von der sich moderne Gesellschaften möglicherweise weiter denn je entfernt haben. Gleichzeitig trägt gerade das Kind unsagbares gesellschaftliches Verbesserungspotenzial in sich, kann es nur seinem natürlichen Wesen entsprechend gedeihen.

In einer Zeit, wo vergangene Fehlentwicklungen der Menschheit nun einen noch größeren Schatten über eben diese spannen und wir zunehmend an den von uns verursachten Schäden verdrießen, wird in vielen Bereichen eine Trendwende herbeigesehnt. Doch wie soll dieser Umbruch stattfinden, wenn die nächste Generation nicht über die bestehende hinauswachsen kann. Dieses Hinauswachsen ist nicht mit technischen Parametern lösbar. Es muss im Menschen zu finden sein, und zwar in seiner Fähigkeit, frei und glücklich zu sein. Denn es sind wohl kaum die freien und glücklichen Menschen, die ihren Planeten zerstören, die ihre Untergebenen unterjochen oder Kriege anzetteln.

Attribute wie „Frei-“ und „Glücklichsein“ sind allerdings in der Erwachsenen-Welt kaum anzutreffen, sehr wohl aber im Alltag unserer Kinder.

Ehrlich gesagt, hatte ich mir damals bei meiner ersten Geburt recht wenig Gedanken darüber gemacht, wie und wo man gebären sollte. Als es dann so weit war, war ich von dem ganzen Ereignis zunächst so sehr entkräftet, dass ich kaum Gefühle oder Aufmerksamkeit dafür hatte, was rund um mich oder mit meinem Sohn geschah. Kaum waren allerdings die Kräfte etwas regeneriert, sah die Welt für mich schon ganz anders aus. Nach Baby-Öl duftend lag hier mein kleines Wunder. Gebadet und im hellblauen Strampler schlief mein Sohn im Kinderbettchen neben mir. Recht schnell verspürte ich das Bedürfnis, ihn da rauszuholen und näher bei mir zu haben, obwohl er, wohl erschöpft von diesem Großereignis, gleich mal sechs Stunden am Stück schlief.

Ich holte ihn trotzdem zu mir ins Bett, wo er einfach weiterschlieft, während ich – vor lauter Staunen und vor Angst, mich auf ihn draufzulegen – kein Auge zu bekam. Mittlerweile war ich bald 24 Stunden wach. Da auch mein Kreislauf noch immer nicht stabil war, wurde aus meinem Plan ambulant (zeitnah nach der Geburt) heimzugehen, erst mal nichts. So verlebten mein Baby und ich unseren ersten gemeinsamen Tag im Krankenhaus – in einem Dreibettzimmer. Drei Mütter, drei Babys und jede Menge Besuch dazu. Manchmal wäre ich beinahe etwas eingenickt, aber die Glückwunschtelefonate und SMS meiner Zimmerkolleginnen raubten mir weitere Stunden Schlaf.

Ich sah wohl ziemlich fertig aus, als eine Stationsschwester mir erklärte, dass es auch wichtig sei, dass ich selbst schlafe und dass sie das Kind gerne ins Kinderzimmer bringt, damit ich jetzt einmal schlafen könne. Irgendwie hatte ich kein gutes Gefühl bei diesem Vorschlag, gehorsam folgte ich aber doch dem Rat der Schwester – für etwa fünf Minuten. Kaum hatte sie das Bettchen mit meinem Sohn zur Tür hinausgeschoben, blickte ich in die Leere neben mir. Obwohl es mir irgendwie peinlich war, drückte ich prompt wieder den Rufknopf mit dem Schwestern-Symbol und bat sie, mir mein Kind doch hier zu lassen. Bestimmt schaute sie mich schief an,

aber es war mir völlig egal. Ich wollte mein Kind wieder in meiner Nähe haben, auch wenn die Stunden ohne Schlaf sich summierten.

Ich musste eine weitere Nacht im Spital bleiben, die mir ebenfalls schlaftechnisch gar nichts einbrachte, da die Babys meiner Nachbarinnen abwechselnd weinten. Am nächsten Morgen waren meine Brustwarzen wundgesaugt. Die oft völlig voneinander abweichenden Stilltipps der meist jungen, noch kinderlosen Säuglingsschwestern, die aber keinen absehbaren Erfolg für meine Brust in Aussicht stellten, ließen in mir die Verzweiflung hochsteigen. Man riet mir, weitere Stunden auf der Geburtsstation zu bleiben, um die Visite des Kinderarztes nicht zu versäumen. Mit dessen Ankunft wurde mein Kind erneut weggebracht und trotz deutlich spürbarem Widerwillen sagte ich mir vor: „Sei nicht so eine Glucke! Wenn der Kleine jetzt kontrolliert wird, ersparst du dir den Gang zum Arzt innerhalb der ersten Lebenswoche“ (wie es der österreichische Mutter-Kind-Pass vorsieht).

Inzwischen war auch mein Mann gekommen und ich schickte ihn sofort los, um nach unserem Sohn zu sehen. Er berichtete mir, dass alle Babybettchen dort nebeneinander aufgereiht seien, dass der Arzt von einem Kind zum anderen gehe und dass es wohl bald erledigt sei. Mir brach fast das Herz.

Zwei Stunden später bekam ich mein Baby mit Schnuller im Mund (offensichtlich zur Beruhigung, weil er wohl geweint hatte) wieder zurück, erfuhr, dass uns die Untersuchung für den Pass doch nicht erspart bliebe und ich meinen Kleinen noch in dieser Woche einer weiteren ärztlichen Begutachtung zu unterziehen hätte – die Spitalsuntersuchung sei für den Pass nicht gültig.

Es gibt wohl viel schlimmere Dinge, mit denen manche Babys fertig werden müssen, aber ein tiefes „nie wieder“ konnte ich regelrecht in mir spüren. Wir packten unsere Sachen und fuhren nach Hause. Endlich.

Natürlich können wir in einigen Fällen dankbar für Krankenhäuser und die Leistungen der Schulmedizin sein. Wir sprechen auch im Vergleich zu den vergangenen Jahrzehnten durchaus von Fortschritt, da es mittlerweile auch wieder üblich geworden ist, Babys beispielsweise direkt nach der Geburt ihren Müttern zum Stillen zu übergeben und nicht wie zu Omas Zeiten in die berühmten Kinderzimmer wegzuführen und mit Milchpulver aufzuziehen.

Aber selbst diese Verbesserung auf den Geburtsstationen kann nicht annähernd mit der vertrauten Atmosphäre mithalten, die die eigenen vier Wände für Mutter und Baby bereithalten.

Man sollte sich einmal grundsätzlich damit auseinandersetzen, was dieses Ereignis „Geburt“ für den Menschen bedeutet. Es ist physisch wie psychisch ein Eintritt in eine absolut neue Welt. In unserem bewussten Leben werden wir wohl kaum noch einmal eine Veränderung in derartiger Größenordnung durchmachen. Wenn ich mir also vorstelle, dass der frischgeborene Mensch jetzt gute neun Monate IM Bauch der Mutter verbracht hat, dann liegt es nahe, nun überwiegend AM Bauch oder sonst irgendwie sehr nah an der Mutter sein erstes Dasein zu meistern. Irgendwie liegt es doch auf der Hand, dass es von absolutem Vorteil ist, die größtmögliche Ruhe in die Umgebung des Babys zu bringen. In dieser Phase, unmittelbar nach der Geburt, kann jeder fremde Mensch mehr, jede zusätzliche Aktion, die mit dem Säugling unternommen wird, sogar jedes Geräusch, eine Belastung für das Kind und nicht selten auch für die Mutter sein.

Eine Geburt sollte naturgemäß als das zelebriert werden, was sie ist: die Niederkunft neuen Lebens in vollkommener Liebe und in der Stille und Kraft des Universums.

Ich habe erlebt, wie glücklich Mutter und Kind sein können, wenn man sie in dieser Ruhe ihre gemeinsame Bindung beginnen und ausleben lässt. Der Moment, in dem ich mein Baby das erste Mal in Händen hielt, ist bis heute der Moment, der mich tiefer im Herzen berührt hat als alles andere. Es ist wie ein vollkommenes Geschenk, das alles für ein wundervolles Dasein mitbringt, und doch steht der junge Mensch wehrlos all den von Menschen gemachten Strukturen und Maschinerien gegenüber – es liegt bei den Eltern, dem Kind sein wundervolles Gedeihen zu bewahren.

Es war der Augenblick, in dem ich begriff, dass ich „NEIN“ sagen musste, wenn andere Personen und Institutionen mit diesem jungen, seligen Menschen Dinge vorhatten, die ihm nicht guttaten – denn einige Leute hätten seine Bedürfnisse nicht erkannt.

Es waren die Augen meines Sohnes, die sagten: „Mama, ich bleib bei dir – ich habe dich ausgewählt, um für mein Heranwachsen stark zu sein, bis ich selbst stark genug bin.“

Seit ich Kinder habe, gibt es wohl kaum eine größere Herausforderung für uns, als eine Balance dafür zu finden zwischen dem, was unsere westliche Lebensform an gesellschaftlichen Abläufen, Einrichtungen und Institutionen fürs soziale Leben vorgibt und dem, was der tatsächliche Bedarf unserer Kinder ist.

Ohne Frage ist der Mensch ein soziales Wesen und in jedem gesunden Menschen entsteht, wenn auch durchaus in unterschiedlichem Ausmaß, früher oder später ein Bedürfnis nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit. Meiner Beobachtung nach hegt bereits das junge Kind den Wunsch, ein wertvolles Mitglied einer Gruppe zu sein. Obgleich diese Gruppe in den Anfängen noch sehr klein sein kann und nicht selten die eigene Familie vorerst einmal mehr als ausreichend ist. Mit den Jahren expandiert der Mensch sozusagen nach außen und wird immer interessierter an Gruppen und die Sehnsucht nach einem Gemeinschaftsgefühl entsteht.

Für mich wäre der gesündeste Ort, um diesen menschlichen Bedürfnissen nachzugehen, eine intakte Dorfgemeinschaft. Häuser, in denen Familien leben, Gärten, Wälder und Plätze, an denen man sich trifft, wo Kinder spielen – das würde den Rahmen bilden. Eine Vielfalt an Personen, alt wie jung, mit den verschiedensten Fähigkeiten und Charakterzügen würden die Seele des Dorfes ausmachen. Kinder, die sich zeitlich an nicht viel mehr orientieren müssten als am Stand der Sonne und vielleicht dem gemeinsamen Mittagstisch, könnten nach ihrer inneren Uhr gedeihen. Sie könnten mit anderen Kindern interagieren, soviel sie wollen und in den eigenen vier Wänden Ruhe und Sicherheit finden. Zusätzlich könnten sie in der Gemeinschaft und von den anderen lernen – von jedem das, was dieser vielleicht besonders gut kann.

Man sieht: Ein Ideal von Idylle und Freiheit, wie wir es aus den alten Kinderbüchern oder von Naturvölkern kennen, ist schnell gemalt und entbehrt jeglicher Systematisierung, Gleichschaltung und Institutionalisierung von Individuen. Unser Leben hier in Mitteleuropa sieht allerdings deutlich anders aus und die

Institutionalisierung der Kleinsten hinkt manchen ethisch-fragwürdigen Ausbildungsregimen anderer Großmächte kaum noch hinterher.

Umso wichtiger finde ich es, jetzt die Frage zu stellen, wie weit wir eigentlich gehen wollen.

Wie viel Vorgabe und Reglementierung wollen wir an uns oder unseren Kindern vornehmen und vornehmen lassen? Entspricht unser Dasein hier in der aktuellen Gesellschaftsordnung tatsächlich unserer inneren Sehnsucht? Wie viel glückliche Menschen kennen wir, wie viele erreichen gesund und zufrieden ein hohes Alter und versinken nicht in Einsamkeit oder Krankheit?

Es lohnt sich, einmal genau hinzusehen. Nicht nur, um zu erkennen, dass es doch vielleicht genügend Bereiche gibt, die wir hier in den „entwickelten Ländern“ zu verbessern hätten, sondern auch um ehrlich zu sehen, welch enorm durchgetakteten Alltag wir hier bereits unseren Kleinsten zumuten – und somit den Spross eines selbstbestimmten, freien Lebens bereits im Keim ersticken.

Auch für meinen Mann und mich, obwohl wir Jahr um Jahr weitere Meter in ein erfülltes, selbstbestimmteres Leben gehen, ist die Herausforderung, hier ein gutes Gleichgewicht zu finden, riesengroß. Es ist nicht immer einfach, den Unterschied zwischen dem, was uns wirklich guttut, und dem, was die Welt rundherum alles für uns „vorsieht“, zu erkennen – und den vielen Verlockungen zu widerstehen, wenn sie uns in Wirklichkeit an weitere Strukturen ketten.

Fußballverein, Kinderturnen, Gemeinschaftsprojekte – immer wieder reizt uns oder die Kinder das DABEISEIN oder der Spaß an der Aktion und gleichzeitig überfordert uns die schnell wachsende Dominanz all dieser Projekte. Sie alle verschlingen rascher als einem lieb ist ein Zuviel an Logistik, Geld und Zeit.